

**Hansjörg Biener: „Goworit Leningrad“ (1941-1944),  
in: Rundfunk und Museum 101 (August 2021), S. 28-37.**

*Am 1. Dezember 1924 wurde in Leningrad der „nordwestliche Zweig“ der sowjetischen Radiogesellschaft gegründet. Am 24. Dezember begann der regelmäßige Sendebetrieb aus dem Elektrotechnischen Institut in der Pesochnaya 5. Wie berichtet wird, hatte der Sendetag des 1-kW-Senders schon 10 Stunden. Das Leningrader Programm wurde in den folgenden Jahren über Radio, Lautsprecher (ab 1924) und Drahtfunk (ab 1927) ausgestrahlt. Ab 1931 sendete Radio Leningrad sogar mit 100 kW aus Kolpino, 15 km südöstlich von Leningrad. Mythische Bedeutung gewann Radio Leningrad während der deutschen Blockade 1941-1944. Das „nie“ ausbleibende Goworit Leningrad habe Zivilisten und Verteidiger der Stadt, aber auch Partisanen und Truppen bestärkt, dass man den Großen Vaterländischen Krieg gewinnen werde. Mit zum Mythos des kämpfenden Radio Leningrad gehören auch die Gedichte von Olga Bergholz und die Ausstrahlung von Dmitri Schostakowitschs „Leningrader Symphonie“.* S. 28>29

### **1. Einkesselung von Millionen Menschen**

Wenige Monate nach dem Überfall Hitler-Deutschlands auf die Sowjetunion stand die Wehrmacht vor der alten russischen Hauptstadt St. Petersburg, die seit 1924 nach dem Revolutionsführer Leningrad hieß. Am 8. September 1941 war der Belagerungsring um die zweitgrößte Stadt der Sowjetunion weitgehend geschlossen. Die Wehrmacht sollte die symbolträchtige Stadt nicht erobern, sondern aushungern.<sup>1</sup> Zwar bot der Ladoga-See im Sommer und im tiefen Winter Möglichkeiten zur Versorgung und Evakuierung, doch waren diese insgesamt unzureichend. Erst im Januar 1943 wurde die Blockade durch einen schmalen Landkorridor durchbrochen, doch konnte die Rote Armee den trotz mehrerer Offensiven nicht vergrößern. Als die Blockade nach 871 Tagen am 27. Januar 1944 endgültig beendet war, waren je eine Million Zivilisten und Rotarmisten ums Leben gekommen, wenn nicht mehr.<sup>2</sup>

Jörg Ganzenmüller betont in seiner historischen Dissertation nach ausführlicher Diskussion, dass die Entscheidung zum Genozid an der Sowjetbevölkerung bereits vor dem Unternehmen Barbarossa gefallen war. Er zitiert unter anderem „Wirtschaftspolitische Richtlinien für die Wirtschaftsorganisation Ost“ (23. Mai 1941), die auf die Vereinnahmung des Schwarzerdegebiets für die Versorgung des Reichs abzielten und dieses von den anderen Gebieten abriegeln wollten: „Die Konsequenz ist die Nichtbelieferung der gesamten Waldzone einschließlich der westlichen Industriezentren Moskau und Petersburg. [...] Viele 10 Millionen von Menschen werden in diesem

---

<sup>1</sup> Ganzenmüller, Jörg: Das belagerte Leningrad 1941-1944: Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern, Paderborn: Schöningh, 2005. Älteres: Blockade Leningrad. 1941-1944. Dokumente und Essays von Russen und Deutschen, Reinbek: Rowohlt, 1992. Jüngerer: Sapper, Manfred/Weichsel, Volker (Hg.): Die Leningrader Blockade. Der Krieg, die Stadt und der Tod, Berlin: Berliner Wissenschaft-Verlag, 2011 (=Osteuropa 61,2011,8-9). Bidlack, Richard/Lomagin, Nikita: The Leningrad Blockade, 1941-1944. A new documentary history from the Soviet archives, New Haven: Yale University Press, 2012.

<sup>2</sup> Nur als ein Beispiel für Zahlen: Kowaltschuk, Walentin: Die Verteidigung Leningrads durch die Rote Armee, in: Blockade Leningrad. 1941-1944, Reinbek 1992, S. 112-123, S. 123 zur Roten Armee: „Die Verluste der sowjetischen Streitkräfte beliefen sich auf 979 254 Tote und 1 947 770 Verletzte und Seuchen-Erkrankte (vgl. ‚Sowjetische Militärenzyklopädie‘ Bd. 1, Moskau 1990).“ Zur Geschichtspolitik mit Zahlen: Voronina, Tat’jana: Heroische Tote. Die Blockade, die Zahl der Opfer und die Erinnerung, in: Osteuropa 61,2011,8-9, S. 155-167.

Gebiet überflüssig und werden sterben oder nach Sibirien auswandern müssen.“<sup>3</sup> Es ging also bei der Blockade Leningrads nicht einfach um die nicht gewollte Übernahme der Versorgung einer überlebenden Zivilbevölkerung, der man einen kleinen Fluchtweg „nach Sibirien“ ließ, sondern um deren Untergang. Später war aus logistischen und militärischen Gründen eine Eroberung Leningrads nicht mehr möglich. Ganzenmüllers Buch bricht auch den sowjetischen Heldenmythos („waffenproduzierende Frontstadt“, Solidargemeinschaft) und lenkt den Blick auch auf den Überlebenskampf der Bevölkerung im Blockadealltag, die Rolle der Nomenklatura und den fortgesetzten Terror durch den sowjetischen Geheimdienst.

Bemerkenswert: „Die Leningrader setzten während der Blockade wissenschaftliche und kulturelle Aktivitäten in einer Weise fort, die im nachhinein (sic) für Außenstehende fast absurde Züge annimmt. [...] Offensichtlich war kulturelles Engagement ein wesentliches Mittel, um zu überleben. Zumeist richteten sich die Aktivitäten von Künstlern und Intellektuellen an ein gebildetes Publikum; vielfach hatten sie jedoch auch eine enorme Bedeutung für die breite Bevölkerung. Im Radio, dem einzigen öffentlichen Kommunikationsmedium in der eingeschlossenen Stadt, las etwa Olga Bergholz. Ihre Gedichte waren für die Leningrader mehr als Durchhalteparolen, Olga Bergholz verlieh dem Leiden, das alle empfanden, den intensivsten Ausdruck.“<sup>4</sup>

## 2. Radio Leningrad

Wie schon angesprochen hatte sich der Rundfunk im Leningrader Raum zügig entwickelt.<sup>5</sup> Ein Buch des US-Department of Commerce über Radio Markets of the World führt 1932 als Leningrader Sender RV3 (20 kW) auf 300 kHz und RV36 (1,2 kW) auf 856 kHz sowie aus Kolpino (heute Stadtteil von Leningrad) RV53 (100 kW) auf 300 kHz.<sup>6</sup> Nach dem Beginn des deutsch-sowjetischen Kriegs wurden die Sender in der Umgebung Leningrads abgeschaltet. Der 100-kW-Sender aus Kolpino wurde nach Leningrad an den Primorsky Prospekt verlegt und getarnt. 1941 soll es in Leningrad rund 460000 private Empfangsgeräte und mehr als 1700 Straßenlautsprecher gegeben haben.<sup>7</sup> Nach anderen Angaben wurden auf Befehl vom 28. **S. 29>30** Juni 1941 80.000 Radiogeräte eingezogen, um das Abhören von Feindsendern unmöglich zu machen.<sup>8</sup>

Für die Bevölkerung war der Leningrader Rundfunk im wesentlichen Draht- bzw. Lautsprecherfunk. In den Programmpausen tickte ein Metronom, schnell für Luftwarnung, langsam für Entwarnung. Terrestrisch ausgestrahlte Sendungen zeigten der Wehrmacht und der Sowjetbevölkerung, dass Leningrad immer noch nicht gefallen war. Die Sendungen mit der Einleitung „Achtung, hier spricht Leningrad. Höre uns, Heimatland“ waren im September 1941 von Moskau angeordnet worden und

<sup>3</sup> Ganzenmüller, Jörg: Das belagerte Leningrad 1941-1944, Paderborn 2005, S. 47.

<sup>4</sup> Jahn, Peter: „Die Stadt Peters, Lenins, Puschkins, Dostojewskis und Bloks“. Kultur als Überlebensmittel, in: Blockade Leningrad 1941-1944, Reinbek 1992, S. 240-246, S. 240.

<sup>5</sup> Zur frühen Organisationsgeschichte im Artikel Radio der Saint Petersburg Encyclopedia: <http://www.encyspb.ru/object/2804033930?lc=en>.

<sup>6</sup> Batson, Lawrence D.: Radio Markets of the World 1932, Washington: United States Government Printing Office, 1932, S. 47.

<sup>7</sup> [https://ru.wikipedia.org/wiki/Радио\\_Петербург](https://ru.wikipedia.org/wiki/Радио_Петербург).

<sup>8</sup> Marchasev, Lev S.: Beethoven gegen Hitler. Das Leningrader Radio in der Blockade, in: Osteuropa 61,2011,8-9, S. 215-229, S. 221.

wurden von anderen Sendern der Sowjetunion wiederausgestrahlt.<sup>9</sup> „Leningrad sendete zwar landesweit, aber in diesen Sendungen war weder von Hunger die Rede noch von Tod. Darin ging es nur um den Mut, die Heldentaten, wie tapfer sich die Truppen hielten usw. Im Grunde gab es zwei Leningrader Sender: der eine sendete für die Stadt, der andere für das Land.“<sup>10</sup> Der Spagat war auch deshalb schwierig, weil die terrestrischen Sendungen auch im Leningrader Netz kamen. So war das Leningrader Publikum stets Zeuge des nach außen Ungesagten bzw. musste im Leningrader Drahtfunk deutlicher angesprochen werden, was jeder wusste. Übrigens gab es nicht nur russischsprachige Sendungen, sondern auch Sendungen in Deutsch und anderen Sprachen. **S. 30>31** Die von August 1941 bis April 1944 ausgestrahlten deutschsprachigen Beiträge (offizielle Verlautbarungen, Flugblätter, Kommentare, Gedichte, auch Kriegsgefangenenendienst) wurden vom österreichischen Kommunisten Fritz Fuchs (1912-1988) teils übersetzt, teils selber geschrieben und gesprochen.<sup>11</sup>

In einem Rückblick berichtet Olga Bergholz 1946 (bearbeitet 1970) Allgemeines von der Sendetätigkeit, aber auch von einigen besonderen Momenten.<sup>12</sup> Allgemein wird erwähnt, wie Reden, klassische Musik, Literatur und aktuelle Gedichte der Bevölkerung Ermutigung und geistige Nahrung gaben. Man übergoss die deutschen Belagerer mit Satire; in einem Nebensatz findet man aber auch den Hinweis auf Propaganda gegen unsolidarisches Verhalten in der Stadt. Mitarbeitende von Radio Leningrad wagten sich an die Front und berichteten anschließend als Augenzeugen vom Geschehen. Olga Bergholz erinnert sich an besondere Reden, wie die von Dmitri Schostakowitsch (1906-1975), der von der Arbeit an seiner Symphonie berichtete<sup>13</sup>, oder Durchhaltereden des Schriftstellers und damaligen Marine-Offiziers Wsewolod Wischnewski (1900-1951) oder der Lyrikerin Anna Achmatowa (1889-1966, nach dem Weltkrieg verfolgt). Sie erinnert sich aber auch an eine Mutter, die sich am 19. September 1941 bis ins Studio vorkämpfte, um ihren soeben durch deutsches Bombardement getöteten Kindern ein Denkmal zu setzen. Es gab zeitweise Radiobrücken zu Sendern anderer belagerter Städte. Genannt werden die ukrainischen Städte Kiew, Odessa und Sewastopol, wie Leningrad später „Heldenstädte“, die in der ersten Phase des deutsch-sowjetischen Krieges allerdings an die Deutschen fielen.

1946 „weiß“ Olga Bergholz, wie sehr die weitere Existenz des Leningrader Rundfunks auch den Rest des Landes im Kampf gegen den Hitler-Faschismus bestärkt habe. Das ist offenbar nicht nur nachträgliches Selbstbewusstsein: Der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Ales Adamowitsch (1927-1994), der 1981 ein damals noch zensiertes Buch mit Zeugnissen Leningrader Blockadniki mit herausgab, tat das auch, um Leningrad Ehre zu erweisen: „Moskau hält sich, Leningrad gibt nicht

<sup>9</sup> Tschöpl, Carin: Die sowjetische Lyrik-Diskussion. Ol'ga Berggol'c' Leningrader Blockadedichtung als Paradigma, München: Fink, 1988, S. 153-164 Das Medium Rundfunk, S. 155.

<sup>10</sup> Marchasev, Lev S.: Beethoven gegen Hitler. Das Leningrader Radio in der Blockade, in: Osteuropa 61,2011,8-9, S. 215-229, S. 216.

<sup>11</sup> Fuchs, Friedrich: Wie ich ein Leningrader wurde. Als österreichischer Exilant beim Leningrader Rundfunk, in: Medien und Zeit 3,1988,2, S. 13-18.

<sup>12</sup> Bergholtz, Olga: „This is Radio Leningrad!“, in: Sevruk, Vladimir/Bean, Bryan (Hg.): Moscow - Stalingrad. 1941-1942. Recollections, stories, reports, Moskau: Progress Publishers, 1970, S. 163-177, S. 177 „This article is a supplemented introduction to the collection [This is Radio Leningrad], which was first published in 1946.“

<sup>13</sup> Redepennig, Dorothea: Das Werden eines Mythos, in: Osteuropa 61,2011,8-9, S. 169-193, S. 172-173.

auf!‘ Wie wichtig war es, das [1943/44 als Partisan] in den Wäldern Weißrußlands zu hören. Für uns war wichtig, daß Leningrad nicht einfach unerschütterlich stand, sondern daß es die Kräfte und das Selbstvertrauen des Feindes wertlos machte. [...] Die Mitarbeit des weißrussischen Autors am Blockadebuch soll solch eine Verneigung sein, wenngleich verspätet.“<sup>14</sup>

Die Frage liegt nahe, wie die Rundfunkarbeit trotz der katastrophalen Versorgungslage (Strommangel, Hunger/Durst) fortgesetzt werden konnte. Einzelne Erzählungen geben eine Teilantwort: „Als der Schriftsteller Lew Uspenski eines Tages im Winter zum Radiosender Leningrad kam, sah er im Senderaum ein seltsames hölzernes Gerät, eine Art kurzstielige Harke ohne Zähne, in der Form eines großen T. Der Direktor J. L. Babuschkin erklärte ihm, das sei eine Stütze, mit deren Hilfe er sich vor dem Mikrofon aufrecht hielt, wenn er zu schwach war, um sich auf den Füßen zu halten. ‚Man muß lesen‘, sagte der Direktor. ‚In vielen tausend Wohnungen warten die Menschen auf die Stimme des Sprechers, und diese Stimme erhält sie vielleicht am Leben.‘ Das hölzerne T war kein Spielzeug. Der Dichter Wladimir Wolschenin war im Senderaum vor Hunger zusammengebrochen, nachdem er den Leningrädern seine Verse vorgetragen hatte. Er wurde nach Jaroslawl evakuiert, starb aber wenige Tage später. Alexander Jankewitsch las mit schwarzem Gesicht und schwer atmend Makarenkos Pädagogisches Gedicht vor dem Mikrofon, obwohl er so geschwächt war, daß Babuschkin sich bereithalten mußte, für ihn einzuspringen.“<sup>15</sup> Als im Januar 1942 der Rundspruch mangels Strom **S. 31>32** ausfiel, war die Moral der Bevölkerung erschüttert: „Ein alter Mann schleppte sich an zwei Stöcken von der Wasilewski-Insel bis hierher und sagte: ‚Sehen Sie, solange es sich nur darum handelt, mutig zu sein, ist alles gut. Auch eine Kürzung der Lebensmittelrationen läßt sich ertragen. Aber lassen Sie das Radio sprechen. Wenn das aufhört, ist das Leben zu fürchterlich. Dann ist es, als läge man im Grab.“<sup>16</sup> Die Sendungen waren also etwas, auf das man hinleben konnte, und ermöglichten trotz der unvermeidlichen Kriegsberichterstattung und -propaganda mit den musikalischen und literarischen Anteilen die Erinnerung an eine andere Welt. Tatsächlich verbesserte sich im Frühjahr 1942 auch die Stromversorgung wieder.<sup>17</sup>

### 3. Olga Bergholz – die Stimme Leningrads

Die Umstände und wechselhaften Biographien der Protagonisten sind wahrscheinlich nur von jemandem zu verstehen, der ein Unterdrückungsregime erlebt hat oder sich tief in die Geschichte der Stalin-Zeit einarbeitet. Eine Ahnung von der Problematik vermittelt der in St. Petersburg geborene russischkundige BBC-Korrespondent Alexander Werth (1901-1969), der ab 1941 in der Sowjetunion lebte, das belagerte Leningrad 1943 „als eingebetteter Journalist“ besuchte und somit im Bewusstsein als Augen- und Ohrenzeuge schrieb.<sup>18</sup> Er schreibt in „Russland im Krieg 1941-

<sup>14</sup> Adamowitsch, Ales: Schweigen, Heroismus und Widerstand. Wie das „Blockadebuch“ entstand (1982), in: Blockade Leningrad 1941-1944, Reinbek 1992, S. 232-236, S. 236.

<sup>15</sup> Salisbury, Harrison E.: 900 Tage, Frankfurt 1970, S. 448.

<sup>16</sup> Exemplarisch zitiert nach: Salisbury, Harrison E.: 900 Tage, Frankfurt 1970, S. 449.

<sup>17</sup> Salisbury, Harrison E.: 900 Tage, Frankfurt 1970, S. 500: „Mit dem 20. März erhielt die Stadt [...] mehr als das Dreifache der Stromversorgung im Februar.“

<sup>18</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Alexander\\_Werth\\_\(Journalist\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Alexander_Werth_(Journalist)). Hier auch zur ambivalenten Aufnahme seiner Kriegsgeschichte.

1945“, einer der ersten großen westlichen Darstellungen: „Es ist typisch, daß eine Figur wie die Schriftstellerin Olga Bergholz, die während des Hungerwinters 1941/42 über Radio Leningrad als eine der führenden Durchhalte-Propagandisten eine so wichtige Rolle spielen sollte, im Jahre 1937 aufgrund einer phantasievoll zusammengeschwindelten Anklage etliche Monate im Gefängnis zubrachte. Auch andere Mitglieder ihrer Familie hatten unter der Säuberungsaktion zu leiden. [...] Sie war eine typische Leningrader Erscheinung - eine Frau, die bereit war, für Leningrad ihr Leben zu geben, die aber in ihrem Innersten Stalin haßte.“<sup>19</sup>

Olga Fjodorowna Bergholz (1910-1975)<sup>20</sup> hatte allen Grund, „das System“ zu hassen - und für den Geheimdienst als dauerhaft unsicher zu gelten. Sie geriet 1937-1939 in stalinistische Säuberungen und Intrigen des Geheimdienstes, wurde gefangen gesetzt, misshandelt, freigelassen, rehabilitiert usw. Am Ende hatte sie nicht nur zwei Kinder im Kindesalter (Irina 1928-1936, Maya 1932-1933) verloren, sondern konnte infolge der Misshandlungen in der Haft nicht mehr schwanger werden. Am 14. Dezember 1939 schrieb sie über die Haft: „Wozu in aller Welt haben sie mich dieser Qual ausgeliefert? Wozu diese wüsten, delirierenden Nächte? Sie haben mir die Seele aus dem Leib gerissen, mit ihren stinkenden Griffeln darin herumgewühlt, hineingespuckt und -geschissen, um sie anschließend zurück zu stopfen und zu sagen: Geh, leb weiter... Werd´ ich das? Bin mir nicht sicher.“<sup>21</sup> Olga Bergholz blieb im Visier des Geheimdienstes. 1942 wollte er ihren Vater auf sie ansetzen.<sup>22</sup> Als dieser sich weigerte, wurde er nach Sibirien deportiert, und seine Tochter konnte ihm nicht helfen. 1947 kehrte er nach Leningrad zurück. 1948 starb er.

Unmittelbar nach dem Kriegsbeginn wurde Olga Bergholz 1941 zur Mitarbeit am Leningrader Rundfunk herangezogen, um kriegsbedingte Lücken zu füllen. Die 31jährige hatte journalistische Erfahrung, war aber als Autorin noch kaum hervorgetreten. Nach und nach entwickelte sie den Stil, der sie zur inneren Gesprächspartnerin der Eingeschlossenen machte. War man in Leningrad anfangs noch optimistisch gewesen, dass die Rote Armee die deutschen Truppen bald zurückwerfen werde, wurde in den ersten Monaten der Blockade immer klarer, dass die üblichen Parolen an der Wirklichkeit abprallten.

Olga Bergholz gelang ein „Gespräch unter vier Augen“, „das S. 32>33 beim Zuhörer das Gefühl entstehen läßt, ganz persönlich angesprochen zu sein“.<sup>23</sup> Zugleich distanzieren die Konkretionen in ihren Gedichten das Publikum von seiner Wirklichkeit und schufen eine gemeinsame. Carin Tschöpl (1934-2016) resümiert in ihrer Habilitationsschrift (1984) über sowjetische Lyrikdebatten der Nachkriegszeit: „Am Leningrader Rundfunk operierte man also mit zwei prinzipiell verschiedenen, wenn auch in der Praxis nicht streng zu trennenden Arbeitsstilen: der fordernd-pathetischen

---

<sup>19</sup> Werth, Alexander: Russland im Krieg 1941-1945, München/Zürich: Droemer Knauer, 1965, S. 223-263 Die Tragödie Leningrads, S. 224.

<sup>20</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Olga\\_Fjodorowna\\_Bergholz](https://de.wikipedia.org/wiki/Olga_Fjodorowna_Bergholz), von hier zur russischen Wikipedia.

<sup>21</sup> Exemplarisch zitiert nach dem pdf-Manuskript Trocker, Anouschka/Chartron, Marie: Mit allem, was lebendig in Dir ist... Die Tagebücher der Olga Bergholz (Erstsendung Deutschlandfunk 8. Mai 2020), S. 13. [https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-tagebuecher-der-olga-bergholz-mit-allem-was-lebendig-in.3720.de.html?dram:article\\_id=475054](https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-tagebuecher-der-olga-bergholz-mit-allem-was-lebendig-in.3720.de.html?dram:article_id=475054).

<sup>22</sup> Bidlack, Richard/Lomagin, Nikita: The Leningrad Blockade, 1941-1944, New Haven 2012, S. 248.

<sup>23</sup> Tschöpl, Carin: Die sowjetische Lyrik-Diskussion, München 1988, S. 163.

‚harten‘ Methode und einer überredend-reflektiven ‚weichen‘ Methode. Als Kontrast zum heroisierenden, publizistisch-stereotypen und poetisch-archaisierenden hohen Stil erzielt der antipathetische Gesprächsstil, wie er von Ol’ga Berggol’c gehandhabt wird, eine überraschende Wirkung. [... Sie] erreicht mit den Mitteln ‚intimer‘ Kammerlyrik und deren kontextueller Gegenüberstellung zum Redepathos eine beinahe suspekta Breitenwirkung: Im Bewußtsein der zeitgenössischen Hörer erscheint gerade ihre Dichtung als poetische Verkörperung der Stimme des belagerten Leningrad.“<sup>24</sup> Olga Bergholz verlieh Leningrader Erfahrung nicht nur in dem Sinn Stimme, dass man sich verstanden wusste, sondern auch in dem Sinn, dass man mit ihrer Stimme eigene Erfahrung ausdrücken durfte. Der Leningrader Juri Woronow schrieb im Rückblick: „Sie war die Stimme und Stütze der eingeschlossenen Menschen. Wenn sie Briefe ins Große Land schrieben, legten sie häufig aus der Zeitung herausgerissene Kapitel der Blockade-Poeme und -Gedichte der Dichterin bei. Aus ihnen sprach die Wahrheit über das Durchlebte und unsere Gewißheit, daß Leningrad standhalten würde.“<sup>25</sup>

Olga Bergholz steht wie kaum jemand anderes für Leningrad in der Blockadezeit. Das zeigen Gedenktafeln unter anderem am Haus des Rundfunks, Straßen- und Parknamen, und ihr zentrales Gedicht „Niemand wird vergessen, nichts wird vergessen.“ am Fuß der „Mutter Heimat“ auf dem Poskarjow-Friedhof, der wichtigsten Gedenkstätte an die Blockade.<sup>26</sup> Zum 65. Jahrestag der Aufhebung der Blockade (27. Januar 1944) wurden bei <https://olgaberggolc.ru/> Gedichte von ihr ins Internet gestellt. Obwohl weithin respektiert blieb ihr Leben offenbar in den Vierzigerjahren stecken, denn danach wird nur noch von ihrem in diesen Jahren erworbenen Alkoholismus berichtet. „In den letzten 16 Jahren umgaben ‚Schmerz, Wein, Einsamkeit‘ (laut ihrer Schwester Maria Fjodorowna, S. 33>34 die 2003 starb) die Dichterin [...]. Im letzten Jahr ihres Lebens sagte sie: ‚Ich lebe durch Schmerz, ich schreibe durch Schmerz...‘“<sup>27</sup>

#### 4. Leningrader Symphonie

Zum Mythos Leningrad im Krieg gehört auch die Aufführung der Leningrader Symphonie von Dmitri Schostakowitsch am 9. August 1942. Der Komponist hatte das Werk schon vor dem Krieg begonnen, arbeitete aber erst ab Juli 1941 wieder intensiver daran. Am 1. September 1941 berichtete er im Leningrader Rundfunk, dass er den zweiten Satz fertiggestellt habe.<sup>28</sup> Am 1. Oktober 1941 wurde Schostakowitsch mit seiner Familie aus Leningrad ausgeflogen. Er stellte das Werk in Kuibyschew (heute wieder Samara) fertig. Die Symphonie wurde am 5. März 1942 vom Orchester des nach Kuibyschew evakuierten Moskauer Bolschoi-Theaters unter Leitung von Samuil Samossud uraufgeführt. Die Moskauer Premiere am 29. März 1942 fand unter lebensgefährlichen Umständen während eines Luftalarms statt. Olga Bergholz erlebte sie in Moskau mit: „Wie ich ihn [Schostakowitsch] da stehen sah[, um den Beifall entgegenzunehmen], [...] klein, zart, mit einer

<sup>24</sup> Tschöpl, Carin: Die sowjetische Lyrik-Diskussion, München 1988, S. 163-164.

<sup>25</sup> Woronow, Juri: Das lange Echo. Wie es war, in: Blockade Leningrad 1941-1944, Reinbek 1992, S. 142-151, S. 147-148.

<sup>26</sup> Panagiotis, Jannis: Die Spuren der Blockade, in: Schlögel, Karl, u. a. (Hg.): Sankt Petersburg. Schauplätze einer Stadtgeschichte, Frankfurt/New York: Campus, 2007, S. 242-255, S. 252-255.

<sup>27</sup> Olga Fjodorowna Bergholz. Biografischer Überblick, <https://ria.ru/20100516/234406155.html>.

<sup>28</sup> Salisbury, Harrison E.: 900 Tage, Frankfurt 1970, S. 292.

großen Brille, da dachte ich, ‚dieser Mann ist stärker als Hitler‘.“<sup>29</sup> Trotz ihrer angegriffenen Gesundheit wollte sie nach Leningrad zurück, weil man in Moskau die Wahrheit über die Lage in Leningrad nicht erzählen durfte.<sup>30</sup>

Schostakowitschs Widmung an seine Heimatstadt machte die siebte Symphonie zur Leningrader Symphonie: „Ich widme meine Siebente Symphonie unserem Kampf gegen den Faschismus, unserem unabwendbaren Sieg über den Feind und Leningrad, meiner Heimatstadt ...“ (Prawda 29. März 1942) Stalin war daran interessiert, die Leningrader Symphonie zum Symbol des Widerstandswillens zu machen. Die Musikhistorikerin Dorothea Redepennig nannte in einem Beitrag über „Das Werden eines Mythos“ drei Gründe, die die Leningrader Symphonie dafür geeignet machten: „Im Bewusstsein der Welt und im Bewusstsein sowjetischer Musikgeschichtsschreibung galt (und gilt) die Symphonie als eine deutsche Erfindung und als Gipfel anspruchsvoller Musik. So vermochte sie mehr als jede andere musikalische Gattung[,] als Waffe der Kultur in den Händen eines sowjetischen Komponisten der Unkultur des nationalsozialistischen Deutschland Einhalt zu gebieten. Diese Kraft konnte die Symphonie über ideologische und nationale Grenzen hinweg entfalten, weil sie instrumental blieb, sich also nicht über einen (kommunistischen) Text festlegte. Šostakovič tat ein übriges [sic], indem er auf der Partitur vermerkte: ‚Der Stadt Leningrad gewidmet.‘“<sup>31</sup> Die Leningrader Symphonie war auch Medium der Public Diplomacy bei den West-Alliierten. Schon vor der Uraufführung in Kuibyschew wurde die Aufführung in Großbritannien und in den USA planerisch und publizistisch vorbereitet. Einen Tag nach der Uraufführung wurde ein Mikofilm für den Westen ausgeflogen. Die Erstaufführungen in Großbritannien (22. Juni 1942) und in den USA (19. Juli 1942) wurden jeweils von der BBC bzw. der NBC landesweit übertragen. Man riss sich um die Aufführungsrechte. Bemerkenswert ist aber auch, dass die Kritiken im Westen schon damals den symbolischen Wert höher einordneten als den musikalischen. „Die fachliche und sachliche Diskussion, die in der allgemeinen Presse anklang und in den musikwissenschaftlichen Zeitschriften weitergeführt wurde, meldete gerade wegen des medialen Lärms um das Werk und den Autor, vor allem aber wegen der überschaubaren, klassizistischen Anlage der Symphonie Bedenken in Bezug auf ihren ästhetischen Wert an. Diese Bedenken verhalten Anfang der 1940er Jahre ungehört; nach Kriegsende trugen sie dazu bei, dass die Symphonie aus dem Repertoire verschwand.“<sup>32</sup>

Auch in Leningrad musste die Symphonie aufgeführt werden. Ein Sonderflugzeug brachte im Juni 1942 die Orchesterpartitur nach Leningrad. Das Ansinnen ignorierte die Leningrader Realität. Die Leningrader Philharmoniker des mit Schostakowitsch verbundenen Jewgeni Mrawinski waren nach Nowosibirsk evakuiert. Das Rundfunkorchester hatte unter Karl Eliasberg (1907-1978, Dirigent 1937-1950) von September bis Dezember 1941 noch regelmäßig gespielt.<sup>33</sup> Der Zeitzeuge Juri

<sup>29</sup> Salisbury, Harrison E.: 900 Tage, Frankfurt 1970, S. 510.

<sup>30</sup> [https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-tagebuecher-der-olga-bergholz-mit-allem-was-lebendig-in.3720.de.html?dram:article\\_id=475054](https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-tagebuecher-der-olga-bergholz-mit-allem-was-lebendig-in.3720.de.html?dram:article_id=475054), pdf, S. 17.

<sup>31</sup> Redepennig, Dorothea: Das Werden eines Mythos, in: Osteuropa 61, 2011, 8-9, S. 169-193, S. 175.

<sup>32</sup> Ebd., S. 189, vgl. auch S. 186.

<sup>33</sup> Vgl. Fairclough, Pauline: Classics for the masses. Shaping Soviet musical identity under Lenin and Stalin, New Haven/London: Yale University Press, 2016, S. 175-177.

Woronow beschreibt die Gefühle im Nachhinein so: „Daß aber alles das geschehen konnte, schleppten sie sich durch die verletzte Stadt und durch ihr Schweigen. Auf Schlitten schleiften hinter ihrem Rücken die Waldhörner, die Bässe und die Geigen... Niemand erfuhr, daß oben auf der Bühne ein Arzt sich **S. 34>35** in die letzte Reihe schob und daß gleich neben ihm, sollte es Ausfall geben, zwei Geiger standen und ein Trommler schon die Stöcke hob. Und ihr Konzert begann im Lärm der Kanonade, die wie gewöhnlich alles rings in Atem hielt. Ein unsichtbarer Sprecher aber sagte: Achtung! Sie hören Leningrad! Unser Orchester der Blockade spielt.“<sup>34</sup> Auch der Leningrader Iosif Rajskin betonte 2011, dass die Musik in Leningrad 1941/42 nicht auf die Leningrader Symphonie reduziert werden darf.<sup>35</sup>

Tatsächlich hatte die Stadtführung im April 1942 wieder ein Konzert durchführen lassen, um die Moral der Stadt zu heben. „Gegen Ende des Winters 1942 war der Leiter des Kunstreferats der Stadt Leningrad noch ans Bett gefesselt. Er bat den Direktor des Rundfunkorchesters, Karl I. Eliasberg, zu sich. [...] [Der ebenfalls an Dystrophie leidende] Eliasberg brachte eine Liste der Mitglieder seines Orchesters mit; 27 Namen waren schwarz durchgestrichen. Diese Musiker waren gestorben. Die Namen der lebensgefährlich an Dystrophie erkrankten Künstler waren rot unterstrichen; acht Namen waren nicht unterstrichen. Das waren die Gesunden.“<sup>36</sup> Durch einen Aufruf im Rundfunk konnte man Ende März 30 Musiker zu Proben versammeln, um am 5. April 1942 das gewünschte Konzert zu geben. „Eliasberg erschien im Frack und gestärktem Hemd am Dirigentenpult. Darunter hatte er eine Steppjacke an. Er stand hochaufgerichtet vor dem Orchester, obwohl man ihn auf dem Weg zum Theater hatte stützen müssen. [...] Das Konzert dauerte nicht lange. Die Musiker waren zu schwach.“<sup>37</sup> Juri Woronow berichtet übrigens auch von einem, ebenfalls im Drahtfunk übertragenen Fußballspiel am 6. Mai 1942, in dem sich die Spieler ungeachtet welcher Seite immer wieder aufhalfen. „Dieses Spiel war eine dreiste Herausforderung an den Feind, zugleich hob es die Stimmung der Leningrader, flößte ihnen Hoffnung ein...“<sup>38</sup> Bei den früheren Rundfunkkonzerten hatte Eliasberg darau geachtet, dass die Musikauswahl zum Gesundheitszustand der verfügbaren Musiker passte. Darauf konnte bei der der Leningrader Symphonie natürlich keine Rücksicht genommen werden. Für die Aufführung wurden alle irgendwie verfügbaren Musiker Leningrads mit Extra-Rationen, so schmal sie auch waren, aufgepäppelt. Nicht alle, die mit probten, **S. 35>36** erlebten am 9. August 1942 auch die Aufführung. Am Ende gruppierte man das Notorchester rund um den Rest des Rundfunkorchesters. Olga Bergholz erinnert sich an den Dirigenten so: „Karl Eliasberg bestieg das Podium des Dirigenten. Er trug einen Frack, einen echten Frack, wie es sich für einen Dirigenten gehört, obwohl

<sup>34</sup> Woronow, Juri: Das lange Echo. Wie es war, in: Blockade Leningrad 1941-1944, Reinbek 1992, S. 142-151, S. 148.

<sup>35</sup> Rajskin, Iosif: „Was war das für Musik!“. Leningrad 1941-1942: Konzerte und Kompositionen, in: Osteuropa 61,20118-9, S. 199–214.

<sup>36</sup> Salisbury, Harrison E.: 900 Tage, Frankfurt 1970, S. 500-501. Dystrophie ist ein Sammelbegriff für durch Mangelernährung verursachte Veränderungen/Schädigungen des Körpers, aber auch des Geistes.

<sup>37</sup> Salisbury, Harrison E.: 900 Tage, Frankfurt 1970, S. 501.

<sup>38</sup> Woronow, Juri: Das lange Echo. Wie es war, in: Blockade Leningrad 1941-1944, Reinbek 1992, S. 142-151, S. 149.

er an seinem abgemagerten Körper herunterhing wie von einem Kleiderbügel.“<sup>39</sup> Olga Bergholz berichtet von tiefer emotionaler Bewegung nach den ersten Takten, obwohl doch die Leningrader durch Hunger und Leid abgestumpft waren und eigentlich keine Tränen mehr hatten.

Zu den mythischen Geschichten gehört, dass während der Aufführung die Geschütze schwiegen. „Der Chef des Stabes der deutschen Achtzehnten Armee, General Friedrich Ferch, befahl, als er feststellte, daß die deutschen Truppen die Symphonie im Radio mithörten (die Sendung wurde in alle Teile der Sowjetunion und über Kurzwelle nach Europa und Nordamerika ausgestrahlt), den Raum um die Philharmonie mit Artilleriefeuer zu belegen. Aber der Artillerist [Leonid] Goworow hatte an diese Möglichkeit gedacht.“<sup>40</sup> Der neue Befehlshaber ließ die Leningrader Geschütze nicht mehr bloß auf deutsches Feuer „antworten“, sondern setzte sie systematisch zum Niederringen deutscher Batterien ein. Die Quellen von Harrison Salisbury sind sich nur nicht einig, ob die Leningrader ihr Schutzfeuer schon vor oder erst während der Aufführung abgaben. 2011 sind sich die Autoren einig, dass die Artillerie pro-aktiv die deutschen Batterien niedergerungen hatte. Der Leningrader Journalist Lev Marchasev: „Nach dem Konzert kam der Oberbefehlshaber der Leningrader Front, Govorov, zu Eliasberg und sagte: ‚Wissen Sie, wir haben heute auch für Sie gearbeitet.‘ Eliasberg hat erst später erfahren, was dieser Satz bedeutete: Allen Batterien der Leningrader Front und der Baltischen Flotte war Befehl gegeben worden alle möglichen gegnerische[n] Batterien niederzuhalten, die an diesem Abend das Feuer auf Leningrad eröffnen könnten, damit am Tag der Premiere der Siebten hier kein einziger Schuss fiel.“<sup>41</sup>

Der Dirigent Karl Eliasberg, der seinerzeit auch unter geheimdienstlicher Beobachtung stand, wurde nach dem Weltkrieg nicht Teil des Mythos Leningrad, sondern musste sich in der Provinz durchschlagen. Deshalb sollte erwähnt werden, dass seine Konzertarbeit über die beiden erwähnten Aufführungen hinausging und auch ihre Momente hatte. Lev S. Marchasev berichtet, „dass auch die Deutschen auf der anderen Seite der Front zuhörten. Viele Jahre später, zwanzig werden es gewesen sein, kam zu Eliasberg, dem Dirigenten des Orchesters, ein schon älterer Mann und sagte: ‚Wissen Sie, ich lag im Herbst und Winter 1941 hier, vor Leningrad, in den Schützengräben. Schauen Sie, ich zeige Ihnen etwas.‘ Und er zeigte ein kleines Tagebuch, in dem alle Konzerte des Symphonieorchesters des Leningrader Radios unter der Leitung Eliasbergs verzeichnet waren. Beethoven war besonders hervorgehoben. Und dieser Mann sagte: ‚Wissen Sie, als ich all das hörte, habe ich schon am Ende dieses Jahres begriffen - wir werden Leningrad niemals nehmen. Wenn in einer belagerten Stadt so etwas passieren kann, werden wir niemals in Leningrad einmarschieren.“<sup>42</sup>

---

<sup>39</sup> Bergholtz, Olga: „This is Radio Leningrad!“, in: Sevruk, Vladimir/Bean, Bryan (Hg.): Moscow - Stalingrad. 1941-1942, Moskau 1970, S. 163-177, S. 176.

<sup>40</sup> Salisbury, Harrison E.: 900 Tage, Frankfurt 1970, S. 531.

<sup>41</sup> Marchasev, Lev S.: Beethoven gegen Hitler, in: Osteuropa 61,2011,8-9, S. 215-229, S. 225. Rajsikin, Iosif: „Was war das für Musik!“. Leningrad 1941-1942: Konzerte und Kompositionen, in: Osteuropa 61,2011, 8-9, S. 199-214, S. 208.

<sup>42</sup> Marchasev, Lev S.: Beethoven gegen Hitler, in: Osteuropa 61,2011,8-9, S. 215-229, S. 223-224.

## 5. Konkurrierende Mythenbildung

Die Osteuropa-Historikerin Heidi Hein-Kircher beschreibt in einem Aufsatz für die Bundeszentrale für politische Bildung politische Mythen unter anderem so: „Charakteristisch für einen politischen Mythos ist, dass er sich durch komprimierte, mitreißende Bilder bzw. Erzählungen auszeichnet. Dies führt dazu, dass andere Sachverhalte von der mythischen Narration ‚übersehen‘ bzw. vernachlässigt werden. Damit wird ein Ereignis, Sachverhalt oder die Leistung einer Person über Gebühr bewertet und glorifiziert. Ein politischer Mythos ist eine Erzählung über eine ‚Meisterleistung‘, die die Vergangenheit zumindest sehr stark idealisiert.“<sup>43</sup> Solche Erzählungen sind schon angeklungen: die für ihre Heimatstadt zusammenstehende Bevölkerung, die historische Kulturstadt, die sich der faschistischen Unkultur entgegenstemmt, die leidende Stadt, die sowjetische Heldenstadt. Und man wird auch die Selbststilisierung von Olga Bergholz und Dmitri Schostakowitsch nicht ignorieren dürfen.

Die Geschichtsschreibung zur Leningrader Blockade und die Anfänge der sowjetischen Er- **S. 36>37** innerungspolitik reichen bis in die Kriegszeit selbst zurück.<sup>44</sup> So begann die Führung Leningrads noch 1942 während der Blockade an ihrer Darstellung der Ereignisse. Aber: Ein 1944 eröffnetes Museum, in dem die Blockade geschildert und Erinnerungsstücke aufbewahrt wurden, wurde nach einem Besuch des Moskauer Politbüromitglieds Georgi Malenkow 1949 geschlossen. Er hatte genau erkannt, dass das hier öffentlich erzählte Schicksal Stalins Ruf beschädigen würde. Der 1948 herausgegebene Museumsführer würdigte zwar den Feldherrn und Generalissimus, aber die Ausstellungsstücke sprachen lauter. Malenkow soll beim Besuch des Museums gesagt haben: „Man hat einen Mythos über das besondere Schicksal Leningrads geschaffen! Die Rolle des Großen Stalin wurde herabgewürdigt!“ Das Museum wurde geschlossen und der Museumsführer eingezogen. Einige überlebende Leningrader Literaten fassten ihre Erinnerungen in bekannten Werken zusammen, so Olga Bergholz in „Leningrader Tagebuch“ (1944) und „Hier spricht Leningrad“ (1946) und Alexander Borissowitsch Tschakowski (1913-1994) im mehrbändigen Roman „Es war in Leningrad“ (1944, 1945, 1947). Weitere Zeugnisse Leningrader Literaten wurden teils nicht veröffentlicht, teils umgeschrieben oder wie auch Bergholz' Werke wieder eingezogen. Bei einem parteiinternen Machtkampf („Leningrader Affäre“) wurden bis 1953 mehrere Tausend Stadtverantwortliche in Partei und Militär und weitere Zeitzeugen der Leningrader Blockade beseitigt.<sup>45</sup> Damit waren auch die lokalpatriotischen Motive erst einmal eliminiert.

Leningrad wurde am 1. Mai 1945 zusammen mit anderen Städten der Titel Heldenstadt verliehen. Das Bild von der Verteidigung der Heimat und dem Sieg über den Faschismus unter Führung Stalins und der KPdSU überdeckte bis in die Zeit der Perestroika persönliche Schicksale.

<sup>43</sup> Hein-Kircher, Heidi: Politische Mythen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 2007,11 (12.3.2007), S. 26-32, S. 27.

<sup>44</sup> Ganzenmüller, Jörg: Das belagerte Leningrad 1941-1944, Paderborn 2005, S. 315-368 Epilog: Geschichtspolitik und Erinnerungskultur.

<sup>45</sup> Bljum, Arlen: Blockierte Wahrheit. Blockadeliteratur und Zensur, in: Osteuropa, 61,2011,8-9, S. 297-307.

Brammerloh, Susanne: Brüchige Erinnerung. Die Geschichte des Blockademuseums, in: Osteuropa, 61,2011,8-9, S. 343-351. Jastram, Carl-Günther: Die Leningrader Affäre, Diss. Phil. Hamburg 2011, <https://d-nb.info/1020929928/34>.

Jahrzehntlang hatte die sowjetische Bevölkerung kein ungeschöntes Bild über das Leid in Leningrad, abgesehen von eventuellen Familientraditionen der Blockadniki.<sup>46</sup> Als erstes privates Zeugnis wurde ein Tagebuch von Tatjana Sawitschewa (1930-1944) weltbekannt, da es als Beweismittel in den Nürnberger Prozessen verwendet wurde. Das elfjährige Mädchen hielt in einem kleinen Notizbuch das Sterben seiner Familie fest. Auf neun Seiten sind Namen, Todesdatum und -zeit des verstorbenen Familienmitglieds notiert. Der letzte Eintrag lautet: „Die Sawitschews sind gestorben. Alle sind gestorben. Nur Tanja ist geblieben.“<sup>47</sup> Tatjana Sawitschewa starb knapp zwei Jahre nach ihrer 1942 erfolgten Evakuierung. Ihr Protokoll des Sterbens wurde zum Symbol für das Schicksal zahlreicher Familien und kam später ins Museum für die Stadtgeschichte St. Petersburgs. Es wird auch auf dem Poskarjow-Friedhof zitiert. Seit den 1980er-Jahren und der zunehmenden Öffnung der Archive werden weitere Geschichten erzählt<sup>48</sup>: Von falschen Entscheidungen und Einschätzungen, von der Inkaufnahme menschlichen Leidens und von Lebensmittelprivilegien der Nomenklatura, während es andernorts auch Kannibalismus gab. In den letzten Jahrzehnten gab es darum noch einmal einen Schub an Zeitzeugenliteratur, ähnlich wie Dokumente der Familiengeschichte für die Geschichtsschreibung neu entdeckt wurden. Ein Beispiel für solch eine posthume Veröffentlichung ist das Tagebuch von Jelena Muchina (1924-1991), das 2011 in Russland und 2013 in deutscher Übersetzung<sup>49</sup> erschien.

Prof. Dr. Hansjörg Biener - Neulichtenhofstr. 7 - 90461 Nürnberg  
Hansjoerg.Biener@fau.de

---

<sup>46</sup> Zur schwierigen Identität angesichts konkurrierender Narrative: Voronina, Tatiana: Die Schlacht um Leningrad: Die Verbände der Blockade-Überlebenden und ihre Erinnerungspolitik von den 1960er Jahren bis heute, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF 60,2012,1, S. 58-77.

<sup>47</sup> Abgebildet und übersetzt bei [https://de.wikipedia.org/wiki/Tatjana\\_Nikolajewna\\_Sawitschewa](https://de.wikipedia.org/wiki/Tatjana_Nikolajewna_Sawitschewa).

<sup>48</sup> Lomagin, Nikita: Fälschung und Wahrheit. Die Blockade in der russischen Historiographie, in: Osteuropa 61,2011,8-9, S. 23-47. Zemskov-Züge, Andrea: Perestrojka und Erinnerung in Leningrad. Der „Umbau“ des Blockade-Gedenkens in Russland und seine Rezeption in Deutschland, in: Wirsching, Andreas, u. a. (Hg.): Erinnerung an Diktatur und Krieg. Brennpunkte des kulturellen Gedächtnisses zwischen Russland und Deutschland seit 1945, Berlin/Boston: de Gruyter, 2015, S. 63-81.

<sup>49</sup> Muchina, Lena: Lenas Tagebuch: Leningrad 1941-1942, München: Graf, 2013/Berlin: List, 2014.